



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gneisenaus Briefwechsel und die Kriege von 1814 und 1815 : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erreicht, aber nicht zu ihrem Vortheile; denn die ihr nächststehenden Mächte würden dann nicht mehr im Stande sein, jenen mäßigenden Einfluß walten zu lassen, den sie bisher zu Gunsten der Türken ausgeübt haben. „Die sentimentale Klage über die harten Zumuthungen, die man an sie gestellt, ist,“ wie das Wiener Blatt bemerkt, „eine völlig ungerechtfertigte. Es wird von ihr nichts verlangt, als was sie vor mehr als zwei Jahren zugestanden hat, und sie wird den Versuch endlich aufgeben müssen, die Verwirklichung der europäischen Rechtsordnung, an deren theoretischer Begründung sie selbst theilgenommen, noch länger Hemmnisse in den Weg zu legen, und je rascher und aufrichtiger sie sich dazu entschließt, desto mehr werden die Folgen dieses Entschlusses ihr selbst zu Gute kommen.“ Wir schließen uns nach unseren obigen Ausführungen dieser Meinung uneingeschränkt an.

Nachschrift. Nach den neuesten Berichten aus England hätte Herr Gladstone in seiner Entrüstung über die Sprache der letzten türkischen Note den Mächten eine Art Sequestration der Pforte vorgeschlagen. Das Geschwader bei Dulcigno solle, so heißt es, nach dem Aegeischen Meere abdampfen und eine der dortigen zur Türkei gehörigen Inseln, sowie einige Häfen Kleinasiens blockieren, sodaß der Steuerabfluß von hier nach Konstantinopel inhibiert wäre. Dieser Gedanke mag im englischen Ministerium existieren und den übrigen Cabinetten auch bereits mitgetheilt worden sein. Einstimmig von ihnen gutgeheißen, wie vom „Standard“ hinzugefügt wird, ist er aber schwerlich schon, und wäre er es im allgemeinen, so würde es ohne Zweifel geraume Zeit dauern, bevor man sich über die Einzelheiten verständigte. Die Pforte hat also immer noch eine Frist zur Umkehr und zur Unterwerfung unter den Willen der bis jetzt einig gebliebenen Mächte.

Gneisenaus Briefwechsel und die Kriege von 1814 und 1815.*)

(Schluß.)

Gneisenau und seine Freunde hatten den Krieg als einen Befreiungs- und Rachekrieg geführt. Nicht nur aus militärischen Gründen hatten sie zu

*) Das Leben des Feldmarshalls Grafen Neithardt von Gneisenau. Viertes Band. 1814, 1815. Von Hans Delbrück. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von G. H. Perz. Berlin, G. Reimer, 1880.

Operationen auf Paris gedrängt, sondern auch in der Absicht Wiedervergeltung zu üben. Zu einer Zeit, wo noch Metternich Napoleon auf dem Throne zu erhalten dachte und Alexander die Entscheidung über den Regenten dem Volke anheimstellen wollte, forderte Gneisenau die Zurückführung der Bourbons. Wenn jetzt das Verhalten der Verbündeten Paris gegenüber nach dem Rathe Gneisenaus, der dem König Friedrich Wilhelm attachiert war, in milderer Weise geregelt wurde, als der General früher gehofft hatte, so geschah es, weil man die frühere Auffassung des Krieges in ihrer ganzen Härte nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Bald aber schienen ihm die Verbündeten in der Annäherung an Frankreich weiter zu gehen, als nothwendig war, und dies erregte seine ganze Indignation. „Man nimmt Feste“ — so schreibt er am 15. Mai an Justus Gruner — „von denjenigen an, die sich durch Raub und Erpressungen beschimpft haben und schämt sich nicht auf einem vertrauten Fuß mit denjenigen zu leben, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt. Kurz wir zeigen uns des Glücks, das uns geworden ist, keineswegs würdig.“ Erbittert spricht er über die Sonderbestrebungen Baierns und Württembergs, über Oesterreichs Machinationen und über die offenbare Verrätherei des Kronprinzen von Schweden. An Hardenberg aber machte er eine Reihe von höchst beachtenswerthen Vorschlägen (15. Mai), von denen wir nur die wichtigsten hier hervorheben. Elsaß-Lothringen müsse an Deutschland zurückfallen, damit es gegen die Angriffe Frankreichs geschützt sei. Frankreich könne durch Belgien entschädigt werden. Von Dänemark ist Holstein für Preußen zu erwerben. Ostfriesland darf nicht an Hannover abgetreten werden, denn die Mündungen der Ströme sind zu wichtig. Von besonderer Bedeutung erscheint der vierte Punkt: „Eine gute deutsche Constitution zu entwerfen, die auf die Dauer durchgesetzt werden könnte, halte ich für unmöglich. Baiern und Württemberg werden sich nicht fügen. Ich denke daher, daß man sich darauf beschränken muß, für Preußen, das uns zunächst angeht, zu sorgen. Die Stimmen in ganz Deutschland, mit wenigen Ausnahmen, sind für Preußen, selbst im südlichen katholischen Deutschland. Diesen Umstand und den Ruhm, den sich Preußen in der letzten Zeit erworben hat, dürfte man sehr zu unserem Vortheil benutzen können, und zwar folgendergestalt: a) die meisten Regierungen Deutschlands sind despotisch und dem Volke verhaßt. Wird ihnen nicht die Pflicht auferlegt, eine gerechte Verfassung einzuführen, so werden sie es nimmermehr thun. Bei uns ist ein Anfang dazu gemacht. Wird eine gute Constitution für die neu wieder erbaute und vergrößerte preussische Monarchie bald entworfen, und vom Könige dem Volke geschenkt, so ist selbige das beste Band, um die neuen Erwerbungen fest an die alten Staaten zu knüpfen; die anderen deutschen Staaten werden Vergleichenungen zwischen ihrem Zustande und dem unserigen anstellen,

und der Wunsch, mit uns vereinigt zu sein, wird demnach erwachen, folglich der Weg gebahnt werden, neue Erwerbungen, und zwar weniger durch Gewalt der Waffen als durch Liberalität der Grundsätze zu machen. Um die Meinung in Deutschland für uns noch mehr zu gewinnen, müßten b) alle Männer von Kenntnissen, Talenten in unseren Staat gezogen werden durch Ertheilung von Aemtern, Gehalten, Unterstüzungen 2c. Unsere Universitäten müßten durch hohe Gehalte die eminentesten der deutschen Gelehrten an sich ziehen und jedes aufkeimende Talent müßte von uns durch Schutz bei Hofe und Ansehen in der großen Welt gepflegt werden. Eine für diesen Zweck jährlich angelegte, selbst sehr große Summe würde in kurzem sehr gute Zinsen tragen. Man würde bald Preußen als das Muster eines Staates ansehen, dreifach glänzend durch das, wodurch allein Völker sich hervorthun können, nämlich Kriegeruhm, Verfassung und Geseze und Pflege von Künsten und Wissenschaften."

Raum war der Frieden geschlossen und der Congreß zusammengetreten, so nahm Gneisenau Urlaub, um zunächst nach dem kleinen Bade Eilsen bei Preußisch-Winden sich zurückzuziehen. Der unerfreuliche Ausgang des großen Kampfes, an dem er so hervorragenden Antheil gehabt, hatte eine tiefe Mißstimmung bei ihm hinterlassen, die aus allen Briefen, welche er während des kurzen Friedens geschrieben, sich ausspricht. „Man hat der Nation, die ebenso schuldig war, wie der Tyrann, den sie vergötterte“, — heißt es in dem Brief an Reimer — „den Deutschland stets bedrohenden Elß gelassen, und alle die Festungen, die in unbewachter Zeit von Ludwig XIV. auf deutsches Gebiet gebaut wurden, sind nicht zurückgefordert. Ein durch seine Zerrissenheit und Spaltungen ohnedies auf eine nur schwache Vertheidigung beschränktes Reich wie das deutsche muß demnach seinen Erbfeind im Besiß aller der Mittel lassen, die zu dem Zweck vorbereitet sind, um unsere Unterjochung systematisch durchzuführen. Das ist ein sehr unweiser Gebrauch der Gaben des Glückes.“ Diese Mißstimmung, in der sich der Held befand, wurde noch vergrößert durch Kränkungen, die er erfuhr, und „zulezt noch durch die Stellung der Personen in dem geretteten Staat.“ „Die treuen Diener des Königs, die ihm, jeder auf seine Weise zu dienen suchten und wovon einige wirklich große Dienste zu leisten das Glück gehabt haben, und diejenigen, die ihn bereitwillig gegen einen Napoleoniden vertauscht hätten, die Edlen und die Verderbten, alles ohne Unterschied wird zusammengestellt, und man weiß nicht, wie man aus einer solchen Genossenschaft seine Ehre und seine Gefinnungen retten soll.“ Wer diese Männer waren, darüber spricht sich Gneisenau selbst den vertrautesten Freunden gegenüber nie aus, wie er ja, nach den Worten Arndts, nie über Hemmer, Reider, Feinde und was Dummheit und Schlechtigkeit seinem Willen und Streben in den Weg geworfen, etwas erathen ließ.

Von Eilsen aus begab sich Gneisenau nach Schlesien. Später finden wir ihn in Berlin. Seine Briefe zeigen auch hier, daß er das regste Interesse an den politischen Verhältnissen nahm. Natürlich mußte ihn die Vertheilung der herrenlosen Länder und der Preußen zufallende Antheil am meisten in militärischer Hinsicht beschäftigen. Als sich Schwierigkeiten wegen Sachsens und Polens erhoben, und die Großmächte sich Preußen feindselig zeigten, gab er einen Rath, der, wenn er ihn auch selbst als sehr kühn bezeichnen muß, doch beweist, daß er besser als die meisten preussischen Diplomaten die Sachlage begriff: „Daß man Napoleon wieder auf die Bühne rief, ihn selbst unterstützte, Frankreich dadurch nach außen unthätig mache, Baiern von der Rheinseite her angriffe, sowie zugleich Oesterreich auf seinen nördlichen Grenzen im Verein mit den Russen, Baiern in Gemeinschaft mit Württemberg und Baden vernichte, in Italien das Feuer des Aufstands nähre, und so in wenigen Feldzügen Oesterreich sein Italien, Galizien und Mähren abnehme, Bamberg, Würzburg, Ansbach und Baireuth für uns erwerbe, die übrige Beute, ausschließlich Altbaiern, unter Württemberg und Baden vertheile und in Frankreich den bürgerlichen Krieg stets nähre. Dieser Entwurf könnte immerhin später noch in Ausführung gebracht werden, wenn man den Muth hätte, ihn in Ausführung zu bringen und das Mittel nicht zu scheuen, das freilich mit Behutsamkeit gehandhabt werden muß.“

Während noch die Erfolge des Jahres 1814 ungesichert waren, hatte bereits in Frankreich sich ein Ereigniß von ungeheurer Tragweite vollzogen: Napoleon war zurückgekehrt, und die Bourbonen hatten das Land räumen müssen. Sogleich wurde von den Gegnern ein neuer Bund geschlossen mit dem Zwecke, Napoleon in eine Lage zu versetzen, welche es ihm in Zukunft unmöglich machen sollte, die Ruhe Europas zu stören. Alle Mächte setzten zugleich ihre Armee-corps wieder auf den Kriegsfuß. Den Oberbefehl über das preussische Heer erhielt wiederum Blücher, dem wie früher und sehr gegen seinen Wunsch Gneisenau als Generalstabchef zur Seite gestellt wurde.

Es war zu vermuthen, daß Napoleon, wenn er zum Angriffe schreiten sollte, sich auf Belgien werfen werde. Wellington, der hier ein Heer von Engländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern commandierte, forderte Gneisenau, der bis zur Ankunft Blüchers den provisorischen Oberbefehl über die am Rhein aufgestellten Truppen führte, auf, sich mehr nach Belgien an ihn heran zu ziehen. Dies geschah. Während aber auch die österreichische Armee allmählich sich in Bewegung setzte, hielten die Verbündeten in Wien einen gemeinschaftlichen Kriegsrath. Man kam hier auf einen weitausschauenden Kriegsplan, der ohne Interesse ist, denn Napoleon machte ihn dadurch, daß er die Offensive ergriff, zu Schanden. Gneisenau hatte „in der Besorgniß, daß man in Wien

sich verleiten lassen könne, künstliche mit einem Anstrich von Gelehrsamkeit verfehene Feldzugsentwürfe anzunehmen," selbst einen Kriegsplan an Friedrich Wilhelm geschickt. Aber der Entwurf, der die größte Schnelligkeit in der Bewegung vorschlug, wurde als zu naturwüchsig und einfach abgelehnt. Was solle ein Plan, hieß es, der die Combination ablehne, auf welcher doch nach den Regeln der Strategie jeder militärische Erfolg beruhe? Die Verzögerung des allgemeinen Vorgehens, welche durch die Berathungen bewirkt wurde, reizte Blüchers und Gneisenaus Geduld nicht wenig. Nach Eilmärschen lag man jetzt unthätig.

In diese Zeit des Wartens fällt die Episode des Aufstandes der Sachsen in Lüttich. Durch die Theilung des Königreiches war das landschaftliche Gefühl in Sachsen schonungslos verletzt worden. Der Haß gegen Preußen wurde durch den Umstand, daß der König von Sachsen in der Hoffnung, irgend welche Vortheile zu erreichen, die Ratification des Friedensvertrags mit Preußen verzögerte, noch mehr angefacht. Das an der Grenze stehende Heer aber blieb durch die Erwartung der endlichen Theilung in peinlichster Schwebelage und machte schließlich seiner Unzufriedenheit in einem Aufruhr Luft, der, im Angesicht des nationalen Feindes, Gneisenaus patriotische wie militärische Gefühle aufs tiefste verletzen mußte. Dies spricht sich in einer ganzen Reihe von Briefen aus. Die Schuld schiebt er den sächsischen Offizieren zu. Er hatte ihnen selbst das Anerbieten gemacht, sie sollten mit ihren Truppen nach Frankreich abziehen, „denn ich sehe Sie lieber als offene Feinde uns gegenüber, denn als falsche Freunde in unserer Mitte.“ Sie hatten dagegen protestiert und ihre Treue versichert, während schon ihre Leute, von ihnen aufgereizt, sich zum Tumulte sammelten. Ein Glück, „daß die sächsischen Offiziere so feigherzig waren, nicht offen und best vor der Front ihrer Leute zu erscheinen, sondern nur heimlich zu conspirieren und somit einen rechtfertigen Widerstand in ein gemeines Complot ver wandelten.“

Da erschien plötzlich Napoleon mit seinen besten Truppen und schob sich zwischen Wellington und die preußische Armee ein. Nach außen hoffte er von einem Siege in Belgien nicht weniger als die Sprengung der großen Coalition selbst, im Innern hätte die Conscription die nöthige Energie erhalten, die Gegner wären entmuthigt, die Gleichgiltigen gespornt, die Freunde gestärkt und begeistert worden.

Gneisenau war der erste, welcher die Gefahr erkannte. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni, also wenige Stunden vor der Schlacht bei Ligny, gab er den Befehl zur Concentrierung. Der Kampf fiel bekanntlich ungünstig für die Preußen aus. Bülow war nicht zur rechten Zeit gekommen, von den drei übrigbleibenden Corps wurden nicht einmal alle Truppen für den Kampf verwendet. Vor

allem aber hatte Wellington nicht die gehoffte Hilfe gebracht. Die gleichzeitigen Briefe Gneisenaus behandeln die Schlacht nur kurz. Ob Wellington nicht kommen konnte oder wollte, diese wichtige Frage wird nicht berührt. Die unmittelbar folgende Katastrophe mußte die Erinnerung an die Niederlage verwischen. Am 18. Juni war Napoleon bei Belle Alliance vernichtet. Welchen Antheil die Preußen an dem Siege gehabt haben, ist bekannt. Lassen wir Gneisenau selbst sprechen. Die Proclamation Blüchers, welche der Generalstabschef abfaßte, durchklingt der helle Jubelruf des Glücks über den frisch erkämpften Sieg. „Ihr habt Euch“ — ruft er seinen Waffengefährten zu — „einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Euer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.“ Nicht genug kann Gneisenau in den Briefen an seine Vertrauten schildern, wie herrlich das Schauspiel gewesen sei, als die Preußen mit Trommelklang und fliegenden Fahnen aus dem Gehölz, das sie bis dahin gedeckt hatte, herausstraten und mit ihren Colonnen Wellington Hilfe und damit die Entscheidung der denkwürdigen Schlacht brachten. Nach dem Kampfe stellte sich Gneisenau wieder an die Spitze der verfolgenden Truppen. „Ich hatte“ — schreibt er seiner Gattin — „nur wenige Mann Cavallerie und einige Mann Infanterie bei mir. Ich ließ trommeln, schreien, Trompeten blasen, mit einigen Kanonen von Zeit zu Zeit feuern. Die Franzosen wollten nach so vielen Anstrengungen von Zeit zu Zeit lagern, wir ließen ihnen aber keine Ruhe und jagten ihre Bivaks stets auf . . . Ich habe nicht gerastet, als bis der Tag angebrochen war und meine Leute vor Ermüdung nicht mehr fort konnten.“ An Frau von Clausenitz schreibt er: „Es war die herrlichste Nacht meines Lebens. Der Mond beleuchtete die schöne Scene, das Wetter war mild.“

Nach einem solchen Siege mußten auch bei Gneisenau wieder die Wünsche laut werden, die in Wien keine Erfüllung gefunden hatten. In einem Briefe an Bohnen vom 22. Juni verlangt er als Siegespreis für Deutschland Elsaß-Lothringen. Als Beuteantheil für Preußen nimmt er Mainz, Luxemburg, Nassau, Ansbach und Baireuth in Anspruch. Gegenüber dem Fürsten Hardenberg begründete er diese Forderungen noch besonders. Drohend schreibt er: „Wird nach anderen Grundsätzen verfahren, und sichert man nicht Deutschland gegen ein schlechtes, unruhiges, aber fähiges und tapferes Volk, so steigert sich die Indignation der Völker gegen ihre Regierungen und ihre Diplomaten und es ist nicht abzusehen, welche Folgen daraus entstehen mögen. Eine Regierung, die in Verachtung versinkt, ist nicht gut vom Untergang zu retten, und wird sie auch durch das Schwert gerettet, so kann sie Gutes nur schwer wirken, indem ihr das Vertrauen fehlt.“ „Die diplomatische Cippischast“ — heißt es an an-

derer Stelle — „ist durch ihre Mißgriffe und Schlechtigkeiten so sehr in der Meinung der Welt gesunken und so sehr mit Verachtung belastet, daß ich meinen Sohn enterben würde, wenn er in diese Laufbahn eintreten wollte.“ Napoleon — darin stimmte er durchaus mit Blücher überein — sollte auf demselben Flecke hingerichtet werden, wo der Herzog von Enghien erschossen worden war. Als Werkzeuge der Gerechtigkeit, meinte er, müßten sich die Sieger betrachten, die ewige Gerechtigkeit zu üben sei ihre Pflicht. Wellington war anderer Ansicht. Wenn es das Wohl von Europa fordere, so wollte er sich nicht bedenken, Napoleon erschießen zu lassen, allein es sei dies nicht der Fall, und so würde eine solche Hinrichtung in der Geschichte immer als eine action odieuse erscheinen, auch wenn die gegenwärtig lebenden Generationen es nicht tadelten. Mit Bohn gab Gneisenau nach. „Es sei indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche.“

Ebenso wenig gelang es dem General einen anderen Wunsch durchzusetzen: die Sprengung der Brücken von Austerlitz und Jena. Wir mögen heute über eine solche Absicht kühler urtheilen und die Zerstörung eines Kunstwerkes eine Barbarei nennen; damals war die Sprengung der Jena-Brücke eine Nationalangelegenheit. Daß durch die langen Kämpfe gesteigerte Nationalgefühl forderte eine Sühne. Bitter schreibt Gneisenau an Wellington, den er auch hierin als Gegner sah: „Daß Euer Durchlaucht selbst in Ihrem desfalligen an mich gerichteten Schreiben den Namen der Brücke von Jena, wahrscheinlich aus Schonung für uns Preußen nicht aussprechen, obgleich er Ihnen bekannt sein muß, könnte für mich schon allein einen Grund abgeben, die Zerstörung dieser Brücke zu beschließen. Wenn im letzten amerikanischen Kriege die britischen Truppen zu Washington eine Brücke daselbst mit dem Namen Saratoga gefunden und sie nicht zerstört hätten, würden sie nicht die Vorwürfe der britischen Nation verdient haben?“ Der erste Sprengungsversuch mißglückte. Ehe ein zweiter Versuch gemacht wurde, waren mittlerweile auch die Monarchen in Paris eingetroffen, und nun konnte Gneisenau nichts der Art mehr durchsetzen. Immer mehr stieg seine Erbitterung, als er sah, wie Wellington die Bourbonen sofort wieder in ihre Gewalt setzte und, um ihre Macht zu stärken, Frankreich vor jeder Demüthigung zu bewahren suchte. Der Mann, der die Franzosen aufs bitterste haßte und verachtete, der in Frankreich selbst nie etwas unentgeltlich annahm, um niemand zu Danke verpflichtet zu sein, der die bourbonischen Prinzen ignorierte und ihre allmächtigen Minister mit Behagen warten ließ, er mußte es erleben, daß die Diplomaten wiederum Frankreich ohne wesentliche Schädigung an Gebiet ausgehen ließen. „Deutschland“ — so grollt er in einem Briefe an Reimer vom 18. September 1815 — „soll also der Gefahr steter Grenzböten IV. 1880.

Invasion ausgesetzt sein; Frankreich soll stets mächtig und geharnischt dastehen. Es soll zwischen seinen Festungen heraus Ausfälle machen können, die, wenn sie glücklich sind, ihm Provinzen und Schätze einbringen, wenn sie aber mißlingen, ihm Schaden nicht bringen dürfen. So will es die Politik. Vergeblich hat die Vernunft dagegen gestritten, und Preußen allein, ganz allein."

Unter Gneisenaus Gegnern befand sich, allen seinen Anschauungen gemäß, natürlich auch Wellington. Beide Männer geriethen darüber völlig auseinander. Während Wellington sich darüber beklagte, daß die preußische Armee die Franzosen durch harte Behandlung zum Aufstande und zum Volkskriege treiben würde, beschwerte sich Gneisenau, daß Wellington mehr als bourbonischer denn als englischer General auftrete und seinen preußischen Waffengenossen den verdienten Siegespreis verkümmere. Die politische Feindschaft verschärfte sich zur persönlichen. An Arndt schrieb Gneisenau: „Am schlechtesten benimmt sich Wellington, er, der ohne uns zertrümmert worden wäre, der uns die Zusagen, zu unserer Hilfe am 16. [Juni: Ligny] in Bereitschaft zu sein, nicht gehalten hatte, dem wir, uneingedenk des durch seine Schuld erlittenen Unglücks, am 18. ritterlich zu Hilfe gekommen sind; die wir ihn vor Paris geführt haben: denn ohne uns wäre er nicht so schnell gekommen; die wir ihm durch unser schnelles Verfolgen eine zweite Schlacht erspart haben: denn wir haben den Feind aufgelöst und kein Brite hat seit der Schlacht am 18. ein Gefecht bestanden. So viele Verdienste um ihn vergilt der Mann durch den schnödesten Undank.“ Auch sonst gab es manchen Grund zur Unzufriedenheit für Gneisenau. Es war eine böse Stunde seines Lebens gewesen, als er von Gonesse aus an Hardenberg einen Brief richtete, in welchem er seine Thaten mit denen seiner Waffengefährten vergleicht und auf die ungerechte Belohnung derselben hinweist. Bülow, Tauentzien, York, sie alle hatten Gelegenheit sich einen Namen in der Geschichte zu erwerben und hatten die höchsten Auszeichnungen erhalten. Er für seine Person hatte seine Ruhmesliebe dem Pflichtgeföhle opfern müssen. „Es ist dies eine harte Bestimmung, nie eines eigenen Commandos werth geachtet zu sein und stets für einen anderen arbeiten zu müssen, dabei sich in seinem Lohn verkürzt zu sehen, kaum von den Soldaten gekannt zu sein. Bei aller Heiterkeit meines Gemüthes, bei allem mir innewohnenden Pflichtgeföhle, bei aller meiner Fähigkeit zur Resignation, muß ich doch eine solche Bestimmung verwünschen und verfluchen, und ich bin versucht, meine Klagen laut werden zu lassen, damit die Welt wisse, wie es mit mir stehe.“

Zum Glück brauchte Gneisenau sich nicht lange über Mangel an Anerkennung zu beklagen. Schon früher war er durch Verleihung der Grafenwürde und einer Dotation ausgezeichnet worden, jetzt, nach Beendigung des zweiten Feldzuges auf französischem Boden avancierte er zum General der Infanterie

und erhielt den schwarzen Adler-Orden. Aber auch in weiteren Kreisen wurde ihm, dem Moltke der Freiheitskriege, die verdiente Ehre, und der Historiker Rühls von der Berliner Universität widmete seine 1815 erscheinende Schrift „Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Deutschland und die Deutschen“ „dem deutschen Helden, dem Herrn Grafen von Gneisenau“. Das Gedicht, mit welchem er sein Buch dem General zueignete, schließt mit den Worten:

Und wenn die blut'gen Würfel zweifelnd fallen,
Soll's Gneisenau als deutscher Feldruf schallen.

Wir schließen hiermit unsere Auszüge. Es ist nur ein Theil der Briefe, die wir durchmustert haben, derjenige, welcher sich auf die Ereignisse der Jahre 1814 und 15 bezieht, und auch dabei haben wir uns auf die wichtigsten Schreiben beschränkt. Aber schon aus ihnen wird man Gneisenaus scharfe politische und militärische Urtheilskraft erkennen.

Wir können von dem inhaltreichen Buche nicht Abschied nehmen, ohne es unseren Lesern aufs wärmste zu empfehlen. Niemand wird diese Sammlung der Gneisenauschen Briefe aus der Hand legen, der nicht neben dem Feldherrn und Staatsmann auch den Patrioten und Menschen in Gneisenau hätte lieb gewinnen müssen.

Die neue Eidesformel.

Durch die jüngste Gesetzgebung das Justizwesen betreffend sind auch hinsichtlich des Eides, besonders der Eidesformel, wesentliche Veränderungen eingeführt worden. In der Absicht, auch in dieser Beziehung eine Gleichheit vor dem Gesetze herzustellen, hat man aus der Eidesformel alles hinweggethan, was noch irgend an confessionelle Unterschiede erinnern konnte; namentlich hat man jeden Anklang an die spezifische Gestalt des christlichen Bewußtseins zu entfernen gesucht. Die Erwähnung Jesu Christi und des Evangeliums, beziehentlich des „heiligen Wortes Gottes“, ist ebenso beseitigt wie die „drei Schwurfinger“, welche bekanntlich der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit entsprachen und diese symbolisiren sollten; nur der Name Gottes soll noch genannt werden, und statt der drei Finger wird jetzt die ganze Hand emporgehoben. Mit dieser Art zu schwören, meint man, könne jeder, welcher Religion und Confession er auch angehöre, sich vertragen, und namentlich sind es die Juden, denen man auf